

Stimmen zur Entente-Note

Schweiz

Bern, 13. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Das „Bernser Anzeigerblatt“ bringt zur Entente-Note an Wilson Auslassungen, überschrieben: „Die Kriegsziele des Biederbundes“, „Wiederherstellung des mittelalterlichen Europas“, „Verkleinerung Österreichs“, „Verkleinerung Deutschlands“ und „Verweisung der Türkei aus Europa“, wonach die Lage durch die Antwort der Entente und die konsequenten deutschen Reaktionen sehr gefährdet sei. Dann heißt es: Die Staaten des Biederbundes mit ihren kleineren Alliierten bleiben im Laufe der Entwicklung des Krieges auf einem gewissermaßen transzendenten Standpunkt, d. h. im Verlaufe der militärischen Operationen sehen sie sich derart in Widerspruch mit den materiellen Zielen und den geistlichen Absichten der Diplomatie der Entente, daß diese sich genötigt sah, von der Erringung sonst üblicher Kriegsziele nach außen abzusehen und gleichzeitig eine Art idealen Mantel für sich zu erfinden, an dem die Kritik der eigenen und fremden Völker abgleiten sollte, nämlich die Thesen vom Kampf für die Rechte und Freiheiten der Nationen und für die den Frieden gewährleistende Sicherheit Europas. Gerade der sogenannte Schutz der kleinen Staaten bringe diesen jetzt Leiden. Die Verantwortung für die Kosten aus der Weiterführung der Katastrophe auch für die Neutralen trägt die Entente. Der Protest der Entente gegen die Gleichbehandlung mit ihren Gegnern steht im Widerspruch zu der Darstellung, als erkenne die Entente die internationalen Verträge und Regeln in allen Punkten an, denn diese Anerkennung schließt für die Neutralen die Pflicht ein, die Kriegshandlungen auf dem Fuße der Gleichstellung zu behandeln. Die Verwirklichung der logischen Begriffe geht schon daraus hervor, daß die Entente in ihrer Antwort an die Gegner auch eine Antwort an die Vermittler sieht, also die Besorgnis und die Richter gleichstellt. Alles dies bestätigt, erklärt das Blatt weiter, nur die längst konstatierte Kriegsschuld. Neu sind nur die Kriegsziele, durch die die Entente auf den Standpunkt des Hochantrags stelle und alle seit zweieinhalb Jahren gezeichneten Entwicklungen ablehne.

Dänemark

Kopenhagen, 13. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) „National Tidende“ bringt heute Abend einen Zeitartikel, in welchem erklärt wird, daß die deutsche Note an die Neutralen, sowie die Antwort der Entente an den Präsidenten Wilson den Abschluß der Friedensnotendata bedeuten. Das Blatt sagt, die deutsche Note richte eine heftige Kritik gegen die Antwort der Entente das deutsche Friedensangebot, sei im übrigen aber in einem außerordentlich gemäßigten Sinne gehalten. Bezüglich der Note der Entente spricht der Artikel die Ansicht aus, daß der Frieden zu Bedingungen, wie sie von den Alliierten aufgestellt worden seien, niemals kommen werde. Der Artikel schließt: Der Krieg wird nun mit aller Schärfe fortgesetzt. Es kommt uns aber doch vor, als ob die Sondierung des Präsidenten Wilson nicht ohne Nutzen war. Jetzt, beim Abschluß der Friedensnotendata, sind mehr Friedensgedanken in der Luft, als man nach den offiziellen Ententeäußerungen erwarten dürfte. In diesem Zusammenhange wird man auch bemerken, daß der englische Premierminister in der letzten Guildhallrede von den Bedrohungen und Gefahren der nächsten drei Monate sprach. Aber wie und wie lange der furchtbare Weltkrieg auch noch fortgesetzt werden mag, in den neutralen Ländern wird man mit Befriedigung und Vertrauen sehen, wie sowohl die Vorkämpfer der Mittelmächte, als auch diejenigen des Biederbundes ihr Interesse für die Neutralen betonte, die so schwer unter dem Druck des Weltkrieges leiden.

Schweden

Stockholm, 12. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Die Antwortnote der Entente an Wilson macht in Schweden einen sehr schlechten Eindruck. Die Mitter aller Parteien stimmen darin überein, daß die genannten Friedensbedingungen undankbar sind. „Stockholms Dagblad“ sagt: „Mühsam und realistisch urteilende Leser der Note lassen sich natürlich durch das viele Ge-

rede von der Befreiung der unterdrückten Völker nicht irreführen, sondern sehen gleich, daß diese sorgfältig vergebende Schelte nichts anderes als ein Eroberungsprogramm umschließt, ein napoleonisches, wenn man es im Hinblick auf seinen grobhartigen Umfang so nennen will. Wenn dabei die Mittern als selbstverständliche Verhältnisse, ihre Absicht sei es nie gewesen, das deutsche Volk zu vernichten, so ist das eine schöne Stilblüte, die doch die Tatsache nicht verdrängen kann, daß die Verwirklichung der Kriegsziele der Entente das deutsche Reich politisch und wirtschaftlich auf unabsehbare Zeit vollständig lahmlegen würde. Europas kleinere Staaten haben nicht zum wenigsten durch diese Antwort an Wilson vermehrt Grund, zu befürchten, daß die drei leitenden Staaten des Biederbundes, wenn sie ihre Kriegsziele durchführen könnten, gerade das Programm verwirklichen würden, das sie ihren Feinden aufschreiben, die Hegemonie in Europa und die wirtschaftliche Beherrschung der Welt.“

„Svenska Dagbladet“ meint: Was am meisten in die Augen fällt, ist die Proklamierung des Nationalitätenprinzips. Der Hinweis auf dieses, zusammen mit der Forderung nach Machtverweigerung und territorialer Vergrößerung des Reiches, gibt der Note den Stempel einer sehr einseitigen Auffassung und die Anwendung des genannten Prinzips und Lord Georges Guildhallrede zeigt gleich der Note für eine unterminierte Kampfschlacht.

Frankreich

Bern, 13. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) In den lauten enthusiastischen Tönen, den die französische Presse bei der Besprechung der Note an Wilson anzuschlagen bemüht ist, mischt sich bei den Blättern, die seit Ausbruch des Krieges noch einige Selbständigkeit bewahrt haben, das Gefühl der Unsicherheit. So erklärt „Le Petit Rouge“, zur Verwirklichung der Kriegsziele der Entente bleiben leider nur zwei Mittel übrig: die völlige Erschöpfung des Gegners oder entscheidende Siege. Man tue besser daran, auf eine Erschöpfung nicht zu rechnen. Ein entscheidender Sieg an der West- oder Ostfront sei nur dann erzielt, wenn die deutsche Heere bis nach Deutschland zurückgedrängt seien. Ob das möglich sei, wisse man nicht. Immerhin müsse man annehmen, daß die Ententeoperationen sich nicht vornehmlich zu ihren Kriegsziele verhielten. Die Völker müßten also abwarten. „L'Echo“ schreibt: Es sind nicht diese beiden Noten, die uns den Sieg bringen werden; dazu gehört noch etwas anderes. — Mit der Frage an Wilson, ob er nicht finde, daß die Sache der Entente heilig sei: worauf er denn noch warte, um die Waffen zu ergreifen und dem Recht, der Zivilisation und Menschheit zu Hilfe zu eilen.

Die Aufnahme in Washington

Wash., 13. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Die Aufnahme der Antwortnote der Entente findet große Aufmerksamkeit. Der allgemeine Eindruck geht dahin, daß sie eine glatte Weigerung darstellt und keine Hoffnung auf den Frieden im jetzigen Augenblick zuläßt. Der Krieg müsse ausgedehnt werden. Die größte Überraschung erweckt der scharfe Ton der Note zusammen mit der Forderung, daß die Türkei aus Europa vertrieben und Elend-Verdrängen an Frankreich zurückgegeben werde. Ein hoher Beamter äußerte die Meinung, die belgische Forderung sei ein effektvolles Bühnenschauspiel.

Wilson's Enttäuschung

London, 13. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) „Daily News“ erfahren aus Washington, daß Wilson einigermassen enttäuscht ist, daß die Ententeoperationen keine Möglichkeit zu Friedensverhandlungen offen lassen. Man glaube in amerikanischen Kreisen, daß die Antwort der Alliierten der Erwartung eines baldigen Friedens ein Ende mache. Die Bedingungen seien viel zu schwer, als daß Deutschland sie in Erwägung ziehen könnte.

Wilson plant eine neue Note

Genf, 12. Jan. (Evening World) meldet aus dem Staatsdepartement die Fortsetzung des Notenwechsels Wilsons mit den Kriegführenden über die Friedensfrage.

Der Zar und die Friedensfrage

Zürich, 13. Jan. Der „Kriegs“ berichtet, der Zar habe einen Spezialkurier an Poincaré mit einem Handschreiben geschickt, in dem wichtige Entschlüsse Russlands in der Friedensfrage mitgeteilt werden.

Zur Vorgeschichte der Friedensnote

Berlin, 14. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: Zur Vorgeschichte des Friedensangebotes der Mittelmächte, das die Feinde als unaufrichtiges Kriegsmandat hingestellt haben, ist das nachstehende kaiserliche Handschreiben an den Reichskanzler, ein Beitrag von besonderer Bedeutung:

Neues Palais, 31. Oktober 1916.

Mein lieber Reichskanzler!

Unsere Aufgabe habe ich noch nachträglich gründlich überdacht. Es ist klar, die in Kriegssphäre befangenen, von Zug und Trug im Sinn des Kampfes und im Haß gehaltenen Völker unserer Feinde haben keine Männer, die imstande wären, die moralischen und politischen Befreienden Worte zu sprechen. Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat, die notwendig ist, um die Welt — auch die Neutralen — von dem auf allen lastenden Druck zu befreien. In einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat und sich Gott verantwortlich fühlt und ein Herz hat für seine und die leidenden Menschen, der unbefangenen um die eventuellen absichtlichen Mißverständnisse seines Schrittes den Willen hat, die Welt von ihren Feinden zu befreien. Ich habe den Mut dazu, ich will es auf Gott wagen. Gegen Sie mir bald die Noten vor und machen Sie alles bereit.

gez. Wilhelm I. R.

Unsere Feinde können sich darauf verlassen, daß der Ehrlichkeit des in diesem kaiserlichen Schreiben bezeugten Friedenswillens die rücksichtslose Entschlossenheit entgegensteht, mit der wir den Krieg, dessen Fortsetzung sie uns aufzwingen haben, bis zum siegreichen Ende durchzuführen werden.

Eine Rundgebung des Bulgarenkönigs

Sofia, 14. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Rundgebung der bulgarischen Regierungskanzler. Am 7. d. Mts. wurde allen Truppen an sämtlichen Fronten folgender Tagesbefehl vom 5. Januar vorgelesen:

Auf Befehl Seiner Majestät des Zaren teile ich mit, daß der von Seiner Majestät, unserem geliebten obersten Kriegsherrn im Verein mit den Herrschern der verbündeten Mächte gemachte Friedensvorschlag von unseren Feinden in ihrer unerfüllbaren Gier, noch weiter unachtsames Blut zu vergießen, abgelehnt worden ist. Sie wollen nicht nur unseren vor nicht langer Zeit befreiten Bürgern in Mazedonien von neuem die Schmach der Sklaverei auferlegen, sondern auch das geeinte bulgarische Volk vernichten. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten! Nur durch die Scham unserer glorreichen Feinde wird der Krieg noch weiter dauern. Aber das bulgarische Volk hat viel schwerere Prüfungen bestanden und es wird in dem langen kommenden Kampfe triumphieren, den ihm unsere kühnen Feinde auferlegen. Guten Dank ist das Geschick des bulgarischen Volkes, die Freiheit, Unabhängigkeit und Ehre Bulgariens anvertraut. Unser Werk ist heilig. Hierin ruht unsere Kraft und Macht. Guter bewachte Furchtlosigkeit und Tapferkeit sind eine genügende Bürgschaft für den Erfolg des erhabenen Einigungswerkes. Der Allmächtige ist mit uns, denn das Recht ist auf unserer Seite. Die geeinte bulgarische Nation sendet ihren würdigen und teuren Söhnen herzliche Grüße und Wünsche für die endgültige Niederlage der türkischen und griechischen Feinde. Es lebe das geeinte Bulgarien!

gez. Schefow, Generalissimus.

Die Lage der Feinde

Ruhlands innere Not

Sofia, 13. Jan. Die letzten an leitender Stelle eingelaufenen Nachrichten schildern die Lage Russlands viel ernster, als man allgemein glaube. Es unterliegt keinem Zweifel, daß für Russland kritische Ereignisse mit Riesenschritten herannahen. Der Rücktritt

Trepows und die Ermordung Rasputins seien bloß Vorläufer viel wichtigerer Vorfälle und unabwendbarer Ereignisse, die die Grundfesten des russischen Reiches erschüttern. Es lasse sich dem russischen Volke nicht länger verhehlen, daß Russland unrettbar verloren ist, und daß der Mangel an Organisationsfähigkeit jede Aussicht auf Besserung hoffnungslos macht. Die Niederlagen an der belarussischen Front öffneten allen die Augen und gaben wahrscheinlich das Zeichen zum Vorschlagen. Russland stehe am Vorabend verhängnisvoller Ereignisse.

„Allton Tidningen“ meldet, daß die angekündigten Maßnahmen der russischen Regierung, die jungen Männer in Finnland einzuziehen, dort eine Panik hervorgerufen habe. Um die Flucht der Einziehenden zu verhindern, ist eine strenge Sperre an den Grenzen errichtet worden. Allenhalben sind Wachen aufgestellt, die den Uebertritt auf schwedisches Gebiet verhindern sollen. Wiederholt ist es zwischen Grenzwarden, die sich aus russischen Soldaten rekrutierten, und Flüchtlingen zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Die Finnländer erklären, lieber den Tod erleiden zu wollen, als nach Sibiren geschickt zu werden, eine Strafe, die ihnen droht, wenn sie auf der Flucht ergriffen werden.

Zweit im Jahrverband

Die der Züricher Korrespondent der Telegraphenunion von einer aus Rom zurückgekehrten Persönlichkeit erzählt, habe der Kaiser mit einem schillernden Nichten geendet. Die Weigerung Italiens, die weitgehenden englischen Forderungen zu erfüllen, hat den englischen Ministerpräsidenten in Genua gebrannt, der ärgersich erklärte, dann würde jeder Verbündete künftig seine eigenen Interessen wahren müssen. Die Redewendung hatte natürlich eine Spitze gegen Italien, das Geld, Kohlen und Getreide von England brauche. Um auf die italienische Regierung einen sofortigen Druck auszuüben, seien bereits mehrere hundert Wagen mit Kohlen von dem Verband an der französischen Grenze zurückgehalten worden. Lord George und Brand sollen übereingekommen sein, daß die politische Oberleitung künftig England zufallen soll, während Frankreich die militärische Oberleitung erhält. Cadorna sollte sich der französischen Oberleitung unterstellen, was er ablehnte, gleichzeitig sein Rücktrittsgesuch einreichen. Das italienische Kabinett war bereit, mit Cadorna zusammenzugehen. Jedoch legte der König entschiedenen Widerspruch ein. Inzwischen befindet sich das Rücktrittsgesuch noch immer in der Schwebe. Die allgemeine Stimmung in Italien sei tatsächlich stark kriegerisch. Kabinett und Presse versuchen mit allen möglichen Mitteln, die Kriegsbegeisterung wieder anzufachen, jedoch vergebens. Nur die am Krieg Schuldigen oder durch den Krieg Verwundeten seien noch für die Fortsetzung.

Eröffnung des polnischen Staatsrats

Warschau, 14. Jan. (W. T. B. Nichtamtlich.) Bei der heute im Warschauer Königsschloß erfolgten Eröffnung des provisorischen Staatsrates im Königreich Polen hielt Se. Exzellenz der General der Infanterie v. Wefeler folgende Ansprache: „Meine sehr geehrten Herren! In dem heute erfolgten Zusammentritt des provisorischen Staatsrates im Königreich Polen vollzieht sich der erste Schritt zur Verwirklichung der in der Rundgebung vom 6. November 1916 Ihrem Vaterlande gemachten Aufgabe. Sie sind berufen, im Verein mit den Regierungen der beiden Okkupationsgebiete, die grundlegenden Arbeiten für die Neubildung des polnischen Staates in Angriff zu nehmen. Die Hoffnung, an diese Arbeit schon im Zeichen eines neuen Friedens heranzutreten, ist zunächst geblieben. Unsere Feinde haben die von unseren erlauteten Monarchen hochherzig gebotene Hand zum Frieden schroff zurückgewiesen und zwingen uns zur Fortführung eines Kampfes, den wir nunmehr mit unbefangener Entschlossenheit bis zum entscheidenden Sieg durchzuführen willens sind. Und unser Sieg wird auch Ihr Sieg sein. Sie stehen daher vor einer doppelten Aufgabe. Es gilt, nach Maßgabe der uns in der Ber-

Coralie

Nachsicht von J. Remo

„Es ist hart, daß ich gesunden bin, sie so tödlich zu verstehen, aber mir bleibt keine andere Wahl“, sagt er zu sich selbst. „Sie soll nicht länger in der Nacht und unter dem Einfluß dieses falschen, verräterischen Weibes leben!“

Coralie!

Ja, wenn er mit Coralie sprechen, ihr alles sagen könnte! Sie würde ihm raten und helfen. Doch Coralie ist für ihn unerreichbar. Er denkt an Elisabeth Marquand. Wenn er sich an diese wende! Marquand schien ihm das der einzige Ausweg zu sein, doch dann wieder sieht er sie vor sich stehen, kalt, unnahbar, verachtend, und er läßt den Gedanken fallen. Ein leichtes Unwohlsein, das er kaum beachtet hat, entwickelt sich plötzlich zu einer schweren Krankheit.

Der Arzt schüttelt den Kopf und beantwortet seine Fragen mit allgemeinen Redensarten und er selbst ist in seiner Ratlosigkeit und seiner Reue sehr geneigt, seinen Tod als die beste Lösung der bestehenden Verwicklungen anzusehen.

So verfließen zwei, drei Wochen. Konstanze wartet sehnsüchtig auf eine Nachricht von dem Manne, den sie als ihren Verlobten betrachtet, ahnungslos, daß dieser inzwischen auf seinem Schmerzenslager mit dem Tode ringt. Die Spannung wird ihr unendlich unerträglich und in ihrer Angst sucht sie Trost bei der einzigen Person, die ihr Geheimnis kennt, bei Fräulein Dauber.

Diese sorgt nicht mit ihrer Sympathie. Sie hat während der letzten Tage mit großem Geschick und Eifer spioniert und besonders Marie ausgehorcht und es ist ihr gelungen, die Sicherheit zu erlangen, daß Konstanzens Anwesenheit auf Schloß Barluter mit seinen ausgedehnten Ländereien und reichen Einkünften durch eine etwaige Mißheirat in seiner Tasche verdrängt wird, und auf dieser Basis hat sie ihre Berechnung aufgebaut. Kommt diese Verbindung zwischen

Karl Strahan und der Erbin durch ihre Vermittlung zustande, so ist endlich ihre Zukunft gesichert — eine runde Summe bar und ferner ein reichliches lebenslängliches Jahresgehalt, weniger kann doch die Danfbarkeit der jungen Leute ihr nicht bieten, denkt sie — und zurecht kann sie sich für so manche kleine und große Vermittlung von Seiten ihrer Prinzipalken rächen, indem sie deren Pläne durchkreuzt. Das räuberische Stillschweigen des jungen Schauspielers beunruhigt sie daher nicht wenig, und sie ist augenblicklich bereit, Konstanze mit Rat und Tat beizustehen.

„Schreiben Sie ihm“, sagt sie dringend. „Wie leicht traut er mir nicht recht! Schreiben Sie ihm also, daß ich Ihnen die beiden Briefe richtig übergeben habe und daß ich auch in der Folge gern die vermittelnde und dienfertige Mittelperson machen werde.“

Sie drückt dem jungen Mädchen die Feder in die Hand und Konstanze schreibt. Der Brief wird zur Post gebracht, doch keine Antwort erfolgt. Fräulein Dauber ist müde. Sie gibt jedoch so leicht die Hoffnung nicht auf. Vielleicht ist Karl verreist oder sonst verhindert, ein Lebenszeichen zu geben. Zu allererst muß sie zu erfahren suchen, wo er sich jetzt aufhält und dann, nun, dann werden die Umstände ihr schon zeigen, was sie zu tun hat.

„Kommen Sie mit mir: ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ Mithier ist einige Tage später ihrem neuen Schützling zu. „In Ihrem Zimmer werden wir uns befinden.“

„Was ist? Hat Karl geschrieben?“ ruft Konstanze, sobald sie an Ort und Stelle angelangt sind und die Tür hinter sich geschlossen haben.

„Geduld, mein Kind, alles zu seiner Zeit“, entgegnet Fräulein Dauber, sich gemütlich auf dem Sofa niederlassend. „Wir brauchen uns nicht zu beeilen. Fräulein Marquand ist beschäftigt. Haben Sie bemerkt, wie bleich sie wurde, als sie den Brief las, der heute morgen für sie ankam?“

Konstanze hebt vor Aufregung; was macht sie sich in diesem Moment aus den Briefen der Institutsleiterin

„Spannen Sie mich nicht länger auf die Folter“, fällt sie ein und Fräulein Dauber sieht an dem Funken der braunen Augen, daß selbst Konstanze Friedberg unter Umständen gefährlich werden könnte.

„Ich wollte Sie nur auf die Enttäuschung vorbereiten, die Ihrer wartet“, sagte sie halb entschuldigend. „Ich habe vor einigen Tagen an die Dame geschrieben, in deren Hause Ihr Prachtgemach sich eingenistet hat.“

„Und?“

„Er ist krank — sehr krank. Der Arzt hat nur wenig Hoffnung, ihn zu retten. Wie Frau Bartha schreibt. Und kein Mensch bekümmert sich um ihn: er ist ganz allein.“

Schönend preßt Konstanze beide Hände gegen das wild klopfende Herz. Fräulein Dauber beobachtet die Wirkung ihrer Worte und ist befriedigt. Sie liebt es, Schmerz zu verursachen, weil es sie mit einem gewissen Machtbewußtsein erfüllt, ihre Opfer zittern und erbleichen zu sehen.

„Ja, Armer, junger Mann!“ sagt sie schmerzhaft ganz Teilnahme. „Es muß hart sein, so einsam und verlassen zu sterben.“

Konstanze harret sie einen Moment wortlos an. Ihr Gesicht ist leichenförmig, ihre Augen glühen wie im Fieber. „Einsam und verlassen zu sterben!“ wiederholt sie wie im Traume. „Einsam und verlassen! — Es soll nicht sein! Es soll nicht sein.“

Sie ist aufgesprungen von dem Stuhle, auf welchen sie dorthin machlos niedersank, ihr Atem kommt stoßweise. Unerwarteter Entscheidung leuchtet aus ihrem Blick. Fräulein Dauber sieht beinahe erschrocken zu ihr auf.

„Mein liebes Kind.“

„Er soll nicht allein sterben!“ fällt Konstanze ein. „Mein Blau ist an seiner Seite. Ich bin seine Braut. Ich werde ihn pflegen.“

„Konstanze!“

„Nichts wird mich zurückhalten — nichts!“ ruft sie. „Er ist lebend! Lebend!“

Fräulein Dauber schüttelt den Kopf. „Sie werden einsehen, daß Ihr Plan unausführbar

ist“, sagt sie. „Wenn Fräulein Marquand es erlaubt, so könnte Coralie allenfalls zu ihm gehen — sie ist ja seine Pflegschwester, wie ich höre — aber Sie! Unmöglich! Doch Fräulein Marquand wird Coralie nicht gehen lassen — natürlich nicht.“

„Nicht Coralie — ich! Ich! — O, Fräulein Dauber, helfen Sie mir!“

Mit größter Eile macht Konstanze sich zum Ausgehen fertig. „Wollen Sie mir helfen oder nicht?“

Die Frage klingt kurz abgebrochen, befehlend. Fräulein Dauber ist in der peinlichsten Verlegenheit. Was soll sie tun?

„Ihnen helfen, Kind?“ sagt sie unsicher. „Wie kann ich das? Sie müßten heimlich gehen und es ist bündert gegen ein zu wetten, daß Ihre Abwesenheit schon in der ersten halben Stunde entdeckt werden würde.“

„Was kümmert mich das?“ ruft Konstanze leidenschaftlich. „Er ist der einzige Mensch, der mich liebt und er stirbt! Ich will zu ihm gehen, ich will! — Aber ich weiß nicht, wie ich seine Wohnung erreichen soll: ich war niemals allein auf der Straße, ich bin so hilflos! — Rufen Sie mir, Fräulein Dauber, führen Sie mich zu ihm! O, ich werde Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein!“

Die Unterlehrerin reißt sich die Lippe auf. Mit flüchtigen vergebemühten sieht sie alle Folgen, welche ein solcher Schritt für sie haben kann. Wenn die Sache aus Nicht kommt — und wie leicht könnte das geschehen! — so wird Fräulein Marquand sie lebenden Fußes entlassen — die Jagd nach einer neuen Stelle fängt an — sie kann keine Zeugnisse aufweisen — Hunger, Elend. Doch anderseits: der junge Schauspieler kann mit dem Leben davon kommen — es mag das nicht wahrscheinlich sein, aber es ist doch möglich — oder, selbst wenn er stirbt, so ist doch Konstanze noch da. Triff sie — Fräulein Dauber — jetzt zurück, so ist ihr Einfluß auf die reiche Erbin für immer dahin. Und wer nicht wagt, der gewinnt auch nicht! (Fortsetzung folgt.)

Das vorerwähnte Haus bewohnt der ausgezeichnete unter der bekannt guten Fährung des Herrn Regier. Legat fortgeführten Aufführung, äußerst Inhalt. Beisall, today man hoffen darf, dieses Theater noch öfters auf dem Gebiet unserer Reichthümer wiederzufinden.

